

Wie die Gitter vor den Fenstern verschwanden

Dr. Michael Schwanke (Jahrgang 1940) war von 1968 bis 1991 ärztlicher Mitarbeiter im St. Joseph-Krankenhaus. Zunächst als Stationsarzt in der Psychiatrie, dann in der Neurologie. Später leitete er die Institutsambulanz – bis er sich nach der Wende in unmittelbarer Nachbarschaft des Hauses mit einer eigenen Praxis niederließ. Als Mediziner durchlebte er den Wandel von einer Verwahrungs- und Versorgungstherapie hin zur sozialtherapeutisch orientierten Psychiatrie.



formuliert, die Reformbestrebungen für eine ‚offene Psychiatrie‘ in Gang setzten und die Rehabilitation psychisch kranker Menschen in den Mittelpunkt stellten. In vielen Krankenhäusern der DDR begannen einzelne engagierte Ärzte, diese innovativen Ansätze anzuwenden. Chefarzt Dr. Spinner war einer von ihnen. Die Gitter vor den Fenstern des St. Joseph verschwanden und die bisherige Versorgungstherapie wurde ab 1971 zunehmend durch eine neue, therapeutisch orientierte Psychiatrie abgelöst, die auf soziale Integration der Patienten ausgerichtet war – mit fortschrittlichen Angeboten wie Ergotherapie, Musiktherapie, Arbeits-, Licht- und Gruppentherapie.

Die ‚Psychiatrische Schwelle‘ war höher als heute

1969 wurde im St. Joseph außerdem eine Psychotherapiestation eingerichtet. Auch das war fortschrittlich, denn in der DDR gab es nur wenige psychotherapeutische Angebote. Die Menschen mussten vieles mit sich selbst ausmachen. Hinzu kam, dass die sogenannte Psychiatrische Schwelle, also die Bereitschaft, zum Psychiater zu gehen, unter dem DDR-Regime wesentlich größer war als heute. Eine gewisse Abwehrhaltung existierte vor allem gegenüber der Psychoanalyse, die als ‚bürgerlich‘ galt.

Nach der Wende eröffnete ich direkt neben dem St. Joseph-Krankenhaus eine Praxis für Neurologie und Psychiatrie. Zu mir kamen Menschen, die plötzlich vor dem Nichts standen. Grundsätzlich würde ich sagen, dass die psychischen Krankheiten nach dem Fall der Mauer dieselben geblieben sind. Aber die Gesellschaft hat sich verändert. Viele meiner Patienten hatten mit Depressionen und Verlustgefühlen zu kämpfen. Auch therapeutisch tat sich einiges. In den 1990er-Jahren revolutionierte sich beispielsweise die Behandlung von Epilepsie, Parkinson und MS. Die Therapien kamen aus dem Westen. Für die DDR wäre es problematisch gewesen, sie zu übernehmen – auch wenn es am St. Joseph eine hohe Bereitschaft gab, sich weiterzubilden und der fachliche Austausch mit den Kollegen in anderen Häusern damals bereits sehr gut war.

Mein erster Eindruck vom St. Joseph-Krankenhaus ist im Nachhinein betrachtet bemerkenswert: 1968 war ich gerade einmal 28 Jahre alt. Wir waren ein junges, sehr engagiertes Team, das der neue Chefarzt, Dr. Wolfgang Spinner, frisch zusammengestellt hatte. Daneben gab es im Haus noch eine alte Generation von Medizinerinnen, die mit dem ehemaligen Chefarzt, Dr. Aloys Wand, das St. Joseph über den Krieg gerettet hatte. Einer dieser Kollegen zeigte mir das Haus. Sämtliche Stationen waren damals noch abgeschlossen und die Fenster vergittert. Ich erinnere mich, wie der etwas schrullige Herr mit zittrigen Fingern in den uralten Schlössern herumstocherte, um sie zu öffnen. Das war wirklich eine Kunst für sich.

Die Stationen selbst waren groß – mit jeweils rund 50 Betten. Männern und Frauen wurden anfangs getrennt untergebracht. 1968 gab es in den meisten Krankenhäusern noch riesengroße Pflegestationen mit Sälen für geistig behinderte Menschen. Diese wurden dort regelrecht kaserniert. Das war im St. Joseph nicht so. Die Atmosphäre hier war eher

familiär. So waren beispielsweise unter dem Dach Dauerpatienten in Zweibett-Zimmern untergebracht. Sie lebten dort recht gut und übernahmen auch leichte Tätigkeiten im Hause, etwa in der Küche oder im Schweinestall.

Psychopharmaka ersetzen die Elektrokrampftherapie

Auf den Stationen fand sich damals das gesamte Spektrum psychischer Erkrankungen nebeneinander: Menschen mit Psychosen ebenso wie Depressive, Alkohol- oder Drogenabhängige. Das war für die Patienten natürlich nicht immer so angenehm. Gängige Behandlungsmethoden waren die Elektrokrampftherapie und Insulinschocks. Auch Zwangsjacken wurden noch eingesetzt, denn es gab lange Zeit keine ungefährlichen Medikamente zur Beruhigung der Patienten. Lediglich Morphium und Luminal, die beide in der Handhabung sehr schwierig waren. Das änderte sich erst mit dem Aufkommen der Psychopharmaka in den 1950er-/60er-Jahren. Als ich ans St. Joseph kam, wurden hier bereits die neuesten Medikamente eingesetzt. Auch wenn

das Krankenhaus aufgrund seiner Sonderstellung als katholisches Haus in der DDR mit einem sehr geringen staatlichen Pflegesatz auskommen musste und im Wesentlichen auf Selbstversorgung und die finanziellen Zuwendungen der Alexianer-Brüder angewiesen war. Mich beeindruckte es sehr, wie engagiert die meisten Mitarbeiter im St. Joseph ihre Arbeit verrichteten, obwohl das Krankenhaus vor dem Mauerfall deutlich unter Personalmangel litt.

Rodewischer Thesen reformieren die Psychiatrie

Generell wurde die Psychiatrie damals im Vergleich zur somatischen Medizin noch sehr stiefmütterlich betrachtet. Im Osten ebenso wie im Westen. 1963 setzte in der DDR allerdings ein Umschwung ein: Auf einem internationalen Symposium im Vogtland wurden die sogenannten Rodewischer Thesen